

GRETEL MAYER

DER TOD  
DES  
CHIEMSEE-  
MALERS

KRIMINALROMAN

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/Art Collection 3/Alamy

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Uta Rupprecht

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0417-6

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Autoren-  
und Projektagentur Gerd F. Rumler, München.

*Nix Gwieß woas ma ned!*

Joseph Huber, genannt »Finnessensepperl«, 1763–1828

Sehr beliebter bayerischer Ausspruch,  
der wörtlich übersetzt bedeutet,  
dass man »nichts Genaues nicht weiß«.



## LUISE HASST DEN DONNERSTAG

Luise Meierhofer hasste die Donnerstagnachmittage. Wenn nicht gerade Haupterntezeit war, hatte sie jeden Nachmittag nach der Hof- und Stallarbeit und der Arbeit in Küche und Garten des elterlichen Hofes ein, zwei Stunden Zeit für sich. Die Mutter meinte, dass sie in dieser freien Zeit an ihrer Aussteuer nähen oder im Rosenkranzblättchen lesen solle, doch das tat Luise äußerst selten.

Im Sommer traf sie sich oft mit ihrer Freundin Annamirl zum Plaudern, dann saßen sie entweder hinter dem Hof in der Sonne oder gingen hinunter zum See. Dort setzten sich die beiden Mädchen, die zierliche dunkellockige Luise mit dem fein geschnittenen Gesicht und der ein wenig zu langen Nase und das blondzöpfige, etwas drallere Annamirl mit den blitzend blauen Augen, an den Rand des Dampferstegs, um die Sommerfrischler und vor allem die Kleider der Damen aus der Stadt zu betrachten.

Im Winter lasen sie begierig die Liebesromane, die Annamirl mitbrachte, und nur manchmal stickten sie Lochsaum oder versahen ein Kissen für die Aussteuer mit feinen Kreuzstichen. Schon lange war es abgemachte Sache, dass Luise den Stefan Riedinger heiraten sollte, den Erben eines der größten und wohlhabendsten Anwesen der Gegend.

Am Donnerstagnachmittag jedoch hatte Luise nicht frei, denn sie musste hinüber zur Großtante Huber. Die Kreszenz Huber war weit über neunzig und seit mehr als drei Jahren bettlägerig. Die Meierhoferfamilie, aus der die Kreszenz stammte, und die Huberfamilie, in die sie eingehiratet hatte, kümmerten sich abwechselnd um sie. Und so war

am Donnerstagnachmittag immer Luise an der Reihe, die alte, gebrechliche und geistig schon recht verwirrte Frau zu besuchen und zu versorgen. Sosehr Luise manchmal über die Geschichten der alten Huberin, die zuweilen recht deftig ausfielen, lachen musste, so sehr ekelte es sie, die übel riechende Bettpfanne unter der ächzenden und stöhnenden Tante wegzuziehen und auszuspülen.

Die Tante besaß keinen einzigen Zahn mehr und konnte nur noch Griesbrei und Apfelmus essen. Es war jedes Mal eine große Mühe für Luise, ihr auch nur einige Löffel davon einzuverleiben. So war sie dazu übergegangen, ihr zwischendurch einen großen Schluck Bier zu verabreichen; die Tante schmatzte dann immer genießerisch, wurde aber auch bald so schläfrig, dass an weiteres Füttern nicht zu denken war. Luise war das nur recht, so konnte sie, wenn die Tante schnarchte, sie ihr das Bett aufgeschüttelt und die Stube gefegt hatte, schnell wieder das Weite suchen.

Der Frühsommer des Jahres 1930 war dabei, in einen heißen, regenarmen Sommer überzugehen. An diesem Maitag war die Luft noch kühl und klar, ein recht kräftiger Wind fegte die Wolken über den Chiemsee hinüber zur Kampenwand und ließ kleine Schaumkronen auf den Wellen tanzen. Luise lehnte sich aus dem Fenster der Großtante, atmete die frische Luft ein und bemühte sich, den Gestank der Bettpfanne und den säuerlich-muffigen Geruch, der immer aus dem Bett der alten Huberin aufstieg, zu vergessen.

Unten im Hof des Huberanwesens stand ein Mann, bekleidet mit der in der Gegend üblichen knielangen Lederhose und einem dunkelblauen Arbeitshemd, und lud sorgsam große, länglich-schmale Pakete und Holzrahmen von seinem Motorradanhänger. Er winkte zu ihr herauf.

»Bist die Luise, gell? Ich bin der Josef, willst nicht runterkommen?«

Der Mann dort unten musste der Maler sein, der seit einiger Zeit im Anbau des Huberhofs sein Atelier hatte. Im Ort wurde viel über ihn geredet, und Luise wusste von der Huberbäuerin, dass er aus dem Niederbayerischen stammte und Dekorationsmaler gelernt hatte. Er hatte einigen Erfolg mit seinen Gemälden, die hauptsächlich die Landschaft und die Menschen des Chiemsees darstellten. Es hieß, er sei sogar mit Mitgliedern des bayerischen Königshauses bekannt.

Schnell und ohne noch einmal nach der schnarchenden Kreszenz und ihrem inzwischen gespenstisch weit geöffneten zahnlosen Mund zu schauen, sprang Luise die Treppe hinunter.

Als sie dem Maler nun gegenüberstand und unwillkürlich leicht knickste, war sie erstaunt, dass er ein noch ziemlich junger Mann war und nicht anders aussah als all die jungen Bauernburschen der Gegend. Sie schätzte ihn nur wenig älter als ihren Bruder Ludwig, der gerade dreißig geworden war und vor Kurzem den Hof übernommen hatte. Der Maler streckte ihr seine Hand entgegen und drückte die ihre.

»Wenn der Tod nur kommen könnt zur alten Huberbäuerin«, sagte er.

Luise nickte, doch kein Wort wollte ihr über die Lippen kommen. Sie konnte den Blick nicht von seinen sanften grauen Augen abwenden und fühlte eine lustvoll zitternde Hitze in sich aufsteigen, die ihr Herz rasch klopfen und ihre Wangen heftig erröten ließ. Nun erst bemerkte sie, dass der Maler in der derben Lederhose, mit den zärtlichen, forschenden Augen ihre Hand noch immer fest in der seinen hielt und sein Daumen fast unmerklich deren Innenfläche streichelte.

»Willst noch mit reinkommen?«, fragte er, und Luise, die immer noch kein Wort gesprochen hatte, folgte ihm.

Viele Bilder, fertige und unfertige, lehnten an der Wand oder standen auf Staffeleien, und das, vor dem Luise nun gerade stand, zeigte fast genau den Blick, den sie vor wenigen Minuten von der Stube der alten Huberin aus gehabt hatte. Große weiße Sommerwolken trieben über dem See, der Zwiebelturm des Münsters der Fraueninsel glänzte in der Sonne, und im sanften Dunst dahinter lagen die Chiemgauer Berge. Auf einem anderen Bild saßen im Dämmerlicht des Morgens zwei Fischer in ihrem Kahn und warfen die Netze aus. War der ältere nicht der Fischermeister Lex von der Fraueninsel?

Der Maler hatte mittlerweile in der Ecke des Ateliers an einem schlichten Holztisch neben dem Kachelofen Platz genommen und skizzierte mit schnellen Strichen etwas auf seinem Block.

»Da, schau«, meinte er nach kurzer Zeit und hielt ihr den Block hin.

Stauend erkannte Luise ihr schmales Gesicht mit der etwas zu langen Nase unter den widerspenstigen dunklen Locken, die sich im Laufe des Tages immer aus ihrer Zopffrisur lösten.

»Bist a hübsches Madl, ich würd gern noch a paar Bilder von dir machen. Kommst wieder?«, fragte der Josef, streckte die Hand aus und strich ihr rasch sanft über die Wange.

Luise knickte wieder ungelent, und als sie kurz darauf atemlos und erhitzt auf dem elterlichen Hof ankam, hätte sie nicht sagen können, wie sie das Atelier verlassen hatte.

Als Luise an diesem Abend unter der blau-weiß karierten Bettdecke ihre Hand zwischen die Schenkel legte, dachte sie an die grauen Augen des Malers und fühlte deutlich

seine warme Hand, die sie zuerst sanft, doch dann immer leidenschaftlicher streichelte. Kurz darauf erfüllte ein kurzer stöhnender, lustvoller Schrei die Kammer, und es dauerte einen Moment, bis ihr klar wurde, dass sie es war, die ihn ausgestoßen hatte. Sie presste die Hand auf die Lippen und hoffte, dass sie ihre kleine Schwester Marie, mit der sie die Kammer teilte, nicht aufgeweckt hatte.

In den nächsten Tagen tat sie ihre Arbeit wie immer, doch ständig fühlte sie dabei eine schmerzhaft Unruhe und ein starkes Sehnen. Sie konnte den Anbruch der Nacht kaum erwarten, um sich wieder in die Arme des Malers zu träumen. Am Sonntag beim Hochamt wagte sie es nicht, zum Bild der Gottesmutter aufzuschauen, sie hielt den Blick gesenkt und verlor sich während der Messe in Gedanken an seine zärtlich-kundigen Augen und an seine Daumenkuppe, die ihre Handinnenfläche gestreichelt hatte.

Annamirl stieß ihr den Ellbogen in die Seite, flüsterte ihr »Aufstehen zum Vaterunser« zu und musterte sie sorgenvoll.

Am Montag sagte Luise zur Mutter, dass sie kurz nach der alten Huberin schauen wolle, diese habe ihr das letzte Mal keinen guten Eindruck gemacht. Die Mutter, zuerst etwas verwundert, dann jedoch erfreut, ließ sie ziehen und konnte vom Hühnerstall aus nicht sehen, wie Luise einige Minuten später den Hof verließ. Rasch hatte sie die Zöpfe gelöst, die dunklen, immer ein wenig störrischen Locken fielen ihr auf die Schultern, und das neue dunkelblaue Mieder zeigte deutlich den Ansatz ihrer Brüste.

Schnell lief Luise die paar Schritte zum Huberhof hinunter und hoffte, niemandem zu begegnen. Sie wusste, dass die Huberbäuerin um diese Stunde im Obstgarten hinter dem Hof war und erst später nach der Tante schauen würde,

doch wie es der Teufel wollte, stieß sie ein paar Meter vor dem Huberhof auf den jungen Wachtmeister Gustav Fanderl. Er war nur wenige Jahre älter als sie, und sie kannten sich von Kindesbeinen an. Der Fanderl, in einer ihm viel zu großen Polizeiuniform und mit zwei großen Pickeln auf der Nase, musterte sie erstaunt.

»Was hast du denn vor, Luise? Du schaust aus, als würdest du zum Kirchweihfest gehen, so rausgeputzt!«

Luise spürte, wie ihre Wangen rot wurden, ging aber auf seine Frage nicht ein und erklärte nur kurz, sie sei unterwegs zur alten Tante. Der Fanderl blickte ihr noch einen Moment nachdenklich hinterher, dann ging er, wieder seine Amtsgeschäfte im Sinn, die Dorfstraße hinunter.

Die Tante verweigerte diesmal den Griesbrei und das Apfelmus, trank aber einige Schlucke Bier und kicherte wissend vor sich hin. Rasch war die Bettpfanne geleert, Luise eilte zum Fenster und spähte hinunter in den Hof. Die Tür zum Maleratelier war geschlossen, niemand war zu sehen. Enttäuschung stieg in ihr auf, und mit einem energischen, fast ein wenig groben Griff drückte sie die Großtante in die Kissen und sprang die Treppe hinunter. Als sie aus dem Haus trat, stieß sie fast mit dem Maler zusammen, der eben eintreten wollte. Einen Moment waren sie sich ganz nahe, und Luise konnte seinen Atem, der etwas nach Tabak und Bier roch, an ihrer Wange spüren.

»Luise«, fragte er, »ist was mit der Altbäuerin?«

»Nein, nein, ich wollt nur kurz nach ihr schauen«, antwortete sie, ohne sich bewusst zu werden, dass dies die ersten Worte waren, die sie mit ihm wechselte.

Josef musterte sie, sein Blick glitt über ihr Gesicht, ihre offenen Locken und ihre Brust, und er lächelte.

»Willst reinkommen?«, fragte er, und Luise nickte.

Kurze Zeit später saß sie am großen Tisch in der Stube des Malers, vor sich einen kleinen Steingutkrug voll schäumenden Biers. Die herbe Süße des dunklen Gebräus schmeckte ihr gut, und einige Schlucke davon lösten ihre Zunge, sie fühlte sich leicht und beschwingt. Sie erzählte von den Geschwistern, von Annamirl und von der verhassten Handarbeit an ihrer Aussteuer und dass sie sich viel lieber so ein schönes Kleid nähen würde, wie es die Münchner Damen trugen, die mit dem Dampfer zu einem Besuch auf die Fraueninsel hinüberfahren.

Josef saß ihr gegenüber, hörte aufmerksam zu, nickte, stellte zwischendurch kurze Fragen, und unablässig wanderte sein Stift übers Papier.

»Jetzt ist's erst eine Skizze, aber vielleicht hab ich's am Donnerstag fertig.«

Als Luise sich verabschiedete, weil sich die Mutter daheim bestimmt schon wunderte, strich er wieder mit der Hand über ihre Wange und ließ sie ganz kurz und kaum spürbar hinabgleiten über ihren Hals und zum Ansatz ihrer Brüste.

Auf dem Nachhauseweg steckte sich Luise das Haar mit einigen Klammern notdürftig hoch und versuchte am Brunnen hinter dem Huberhof ihre heißen Wangen mit dem eiskalten Wasser zu kühlen.

Am Donnerstag war die Großtante sehr schwach, wollte nichts essen, atmete schwer, und auch die Bettpfanne blieb leer. Luise war froh, schnell wieder gehen zu können, und klopfte an die Ateliertür des Malers. Er öffnete fast sofort, nahm wieder ihre Hand und führte sie zu einem Gemälde, das auf der Staffelei stand und noch einen intensiven Geruch nach Ölfarbe und Terpentin verströmte.

Luise sah sich in ihrem blauen Mieder am Tisch sit-

zen, das schmale, leicht gebräunte Gesicht mit der etwas zu langen Nase und den geröteten Wangen ein wenig zur Seite geneigt, eine dunkle Locke fiel ihr in die Stirn. Im Hintergrund erblickte man durch das Atelierfenster einen Teil des tiefgezogenen Daches des Huberhofs mit seinen rotbraunen Schindeln, dahinter das sanfte Blau des Himmels – heller als ihr Mieder –, und in graublauem Dunst erahnte man die Umrisse der Chiemgauer Berge. Es nahm ihr den Atem, und sie konnte nur »So schön!« stammeln.

Josef rückte einen Stuhl in die Mitte des Raumes und führte sie dorthin. Als sie sich gesetzt hatte, schob er wie selbstverständlich ihren Rock hoch bis über das Knie und entblößte ihre Beine. Hitze stieg bei seiner Berührung in ihr auf, und als er ihre Bluse aufknöpfte, den Ansatz ihrer Brüste freilegte und sie dabei berührte, glaubte sie einen Moment lang, ohnmächtig zu werden.

»Bleib so«, murmelte er.

Es war anstrengend, so lange still zu sitzen, und Luise dachte, dass er ihr Zittern bemerken müsste, doch er arbeitete konzentriert und in sich versunken.

Als er nach geraumer Zeit – Luise erschien es wie einige Stunden – »Das reicht für heute« sagte, erhob sie sich und blieb unschlüssig in der Mitte des Ateliers stehen. Er beachtete sie kaum und begann, auf seiner Palette Farben zu mischen. Als sie zu ihm treten wollte, um das Bild zu betrachten und sich von ihm zu verabschieden, sagte er kurz angebunden: »Pfiad di, bis nächste Woch.«

Der nächste Donnerstag war ein drückend heißer, schwüler Tag, und Xaver, der Knecht, hatte für den Abend eines der ersten Gewitter des Jahres prophezeit. Auch die Maigewitter konnten schon so einige Schäden anrichten, und dagegen half nichts, außer zu beten und die Wetterkerze in der Stube

anzuzünden. Als Luise die Treppe zur Tante hochstieg, hörte man in der Ferne erstes Donnerrollen, und der aufkommende Wind ließ ein Fenster im Haus auf- und zuschlagen.

»Ich bin's, Tante Kreszenz, die Luise«, rief sie beim Betreten des Zimmers und musterte, bevor sie sich um die Tante kümmerte, erst ihr Aussehen im schon etwas blinden Spiegel über dem Waschkrug. Das Weiß der Bluse unterstrich die frische leichte Bräune ihres Gesichts, und schnell prüfte sie noch einmal den Sitz des Kamms, mit dem sie ihre Locken lose aufgesteckt hatte. Sie fand, dass sie schön und vor allem schon sehr erwachsen aussah. Dann drehte sie sich zum Bett und erstarrte.

Der kleine Kopf der Kreszenz war tief im Kissen versunken, die wenigen Haare lagen wirr um ihn herum, die Augen waren weit geöffnet und starrten ins Nichts, die Haut war gelblich grau und der Mund unnatürlich weit aufgerissen wie zu einem Schrei. Am gespenstischsten jedoch war die rechte Hand der Großtante, die knochig und mit krummen arthritischen Fingern aus der Bettdecke herausragte und nach oben zur Decke wies.

Zitternd trat Luise näher und wagte es erst nach geraumer Zeit, den Arm der Tante zu berühren. Die Haut war trocken wie Pergament und eiskalt. Obwohl Luise noch nie in ihrem jungen Leben einen toten Menschen gesehen hatte, war ihr sofort klar, dass die Tante gestorben war.

Wirre Gedanken wirbelten ihr durch den Kopf, und für einen Moment blieb sie noch wie erstarrt neben der Tante stehen. Dann drückte sie rasch die immer noch erhobene Hand der Toten hinab auf die Bettdecke, wandte sich ab, lief schnell die Treppe hinunter und betrat das Atelier. Erst als sie Josef, der gerade Farbe in einer kleinen Schale anrührte, gegenüberstand, bemerkte sie, dass sie gar nicht angeklopft hatte.

»Heut bist aber früh«, meinte er, und Luise antwortete mit rauer Stimme: »Die Tante schläft.«

Kräftige Donnerschläge waren nun zu hören, schwarze gelbe Wolken fegten über den Himmel, und in kürzester Zeit wurde die Stube dunkel.

»Da kommt was«, sagte Josef, ging zu einem Holztisch und zündete die Petroleumlampe an, die nur einen Teil des Raums ein wenig erhellte.

Dann trat er auf Luise zu und sagte: »Willst heut die Eva für mich sein?«

Luise brauchte einige Sekunden, bis sie die Frage verstand, dann jedoch nickte sie und wunderte sich, mit welcher Selbstverständlichkeit sie ihre Bluse aufknöpfte und aus Rock, Mieder und Unterwäsche stieg.

Als die ersten dicken Regentropfen gegen die Scheiben des Ateliers schlugen, stand sie nackt an den Tisch gelehnt, mit der Rechten versuchte sie, ihre Scham zu bedecken, die Linke hielt immer noch ihre Kleider krampfhaft umklammert.

Josef trat zu ihr, und einen Moment glaubte sie, dass er sie nun umfassen und küssen würde, doch er nahm ihr nur die Kleider aus der Hand und zog sanft ihre Rechte weg von der Körpermitte. Dann ließ er sich auf dem Schemel ihr gegenüber nieder und begann, rasch und konzentriert zu skizzieren.

Luisen Rücken schmerzte, Übelkeit stieg in ihr hoch, und sie spürte, wie ihr eine Träne über die Wange lief. Dann brach das Gewitter mit aller Macht los, starker Regen prasselte an die Scheiben, und helle, gleißende Blitze, gefolgt von knallend lauten Donnerschlägen, erhellten die Stube.

Auf dem Hof hörte man die aufgeregten Stimmen der vom Feld Zurückkommenden, das große Scheunentor wurde mehrfach auf- und zugeschlagen. Als Luise draußen

die Huberbäuerin durch den Regen eilen sah, fiel schlagartig die Lähmung von ihr ab, und sie wollte nach ihren Kleidern greifen. Da legte Josef den Stift aus der Hand und trat auf sie zu. Ganz kurz zog er sie, nackt, wie sie war, an sich und presste sich an sie, sodass sie für einen kurzen Augenblick sein Geschlecht spüren konnte.

»Morgen kommst wieder«, sagte der Josef, und es klang mehr wie ein Befehl denn wie eine Bitte.

Bald darauf begann ein heißer und regenarmer Sommer, und im Nachhinein erzählten viele, dass nicht nur die flirrende Luft über den ausgetrockneten Feldern so heiß und glühend gewesen sei, sondern auch die Gefühle, Gedanken und Taten der Menschen in jener Zeit.

Das Bild der Eva lehnte den ganzen Sommer über an einer Wand des Ateliers, verborgen hinter einer Fischerzene. Es blieb unvollendet; die Umrisse des Körpers und das Gesicht waren nur anskizziert, lediglich die Wangen leuchteten schon in kräftigem Rot, und die dunklen Locken fielen fast schwarzblau auf die Schultern der Eva. Ein Teil ihres Oberkörpers, eine schmale Schulter, eine ihrer Brüste und die sanfte Rundung des Bauchs schimmerten alabasterfarben, und das Dunkel ihres Geschlechts war nur schemenhaft zu erahnen.

Eine seltsame Mischung aus lüsterner Zurschaustellung und zugleich brennender Scham lag in der Darstellung der jungen Frau. In der untersten rechten Ecke des Bildes schlangen sich deutlich sichtbar die Buchstaben J und S kunstvoll ineinander, dahinter war klein und unauffällig die Jahreszahl 1930 auszumachen.